

Der Skandal

Nr. 55

1911



28. Juni
Wien

V. Jahrgang

Preis 30 Heller

Herausgeber

Benno George

Inhalt:

Bilanz der Reichsratswahlen

Luegers Freundin

Der Mordprozeß Bartunek

A 372977/05

Bisher sind erschienen:

Nr. 1. Der österreichische Keuschheitszwang. Der Bemberger Justizskandal. Freiwild. Der Herzfeldskandal. Salon Mömerbad. Die Bürgermeisterwohnung — ein israelitisches Bethaus. Skandal über Skandal.

Nr. 2. Der Prozeß Dr. Kaprall. Die Selbstantlage des Richters. Das Märchen vom Dienstheld. Straßenbahnskandal. Skandal über Skandal.

Nr. 3. Kinderdichs und Sträflingsfürsorge. Kabinetts Weintisch. Verschollene Strafmittel. Gräfin Würmsbrand-Stuppach (Brand-Verablich) und Dr. Max Nordau. Polizeikalender. Skandal über Skandal. Frau Herzfeld. Die erste Schnepfe. Mehlgrube. Vogelstunde. Die Unterjudungshaus als Paroxysme. Intimes Theater. Tiroler-Mariel.

Nr. 4. Die Prager Kaiserfeste. Die Messe des Wiener Männergesangsvereines. Das Kind. Prozeßkonzen. Straßenbahnbetrug? Die Wiedereröffnung des Salon Herzfeld. Polizeihunde. Südbahn. Luegermedaillen. Reichsratskandidaten.

Nr. 5. Warum Hofrat Mosetig Selbstmord beging. Die Theatersprekantenstadt. Kadischgebete. Ein unerbittlicher Advokat. Der letzte Bethor. Frau Sachs. Ehrenwort. Intimes Theater. Was gefällig. Das lokale Gerabblatt und der letzte Volat. Zwei Inserate aus der „Neuen Freien Presse“, die für Geld u/v.

Nr. 6. Das Treiben eines Staatsanwaltes. Der Selbstmord eines Anstaltsarztes. Aus dem Leben des Herrn von Amber. Der Rucherdieb Eisler. Ein Nachwort zum Tode des Hofrates Mosetig. Der Rechtspraktikantenkandal. Hofrat Fuchs.

Nr. 7. Eine Wiener Mütterepidemie. Die strengpolizeiliche Bildersensur. Aus dem „cabinetto pornographicum“. Das Sittlichkeitsverbrechen eines Advokaten. Obsöne Darstellungen. Frau Wisking. Baron Rothschild als Angeklagter. Der Detektiv als Lebemann. Kaisers Geburtstag. Die Südbahn als Bauwerksschüler. Die ewige Jüdin. Der erlöschende Grillparzer.

Nr. 8. Die Krankheit des Kaisers. Die Erziehung zum Honorarnellen. Die Affären Mollke und Bilow. Polizeihundstage. Strafrechtsreform. Aus dem Armendepartement. Der Nekrolog für einen Journalisten. Der Prozeß gegen Dr. Bachrach. Die Polnischen kommen Frau Tarnowska. Die dicksten Erdäpfel. Der Ehrgeiz des Herrn Jarah.

Nr. 9. Karl Kraus und Magimilian Gaden. Auch eine Erledigung. Eine Wiener Konfiskation.

Nr. 10. Gaden's Verurteilung. Ein neues Stückchen des Gekratses Feigl. Mein Brief an den Justizminister. Aus dem Schwarzbuche der Justiz. Die Wiener Choristinnen. Der Tenorist Meister. Kasseneinbrecher Goldschmidt.

Nr. 11. Die Obdachlosenschänder. Die Entlassung der Wand. Mahlers Sturz. Die Geschäfte eines ungeordneten. Vom Herrn Stufart. Frau Zworenz.

Nr. 12. Der Suldigungsfestzug. Von einem antientimilischen Parteihauptling. Die Verurteilung der Frau Dirlens. Der Tod der Ucca. Von einem Pfarrer. Aus dem Theater an der Wien. Die schwarze Justiz.

Nr. 13. Die fernelle Aufklärung des Professors Bahrmund. Ein Bildersturm. Ein Saufest. Sittlichkeitsenguelle. Der Journalistenstreik. Ein Wiener Erlebnis.

Nr. 14. Schönbrunner Affen. Aus dem Festungskomitee und wer Fenster vermielet. Wiens Spielers- und Turferkriegen. Gulenburgiana. Ein Studentenstreik.

Nr. 15. Die Tränen eines Hofwildeenträgers. „Falschspieler“ im Automobilland. Dr. Kaprall in Strafbau. Der künftige Operatheaterdirektor. Zumpen als Advokaten. Der Herzensroman einer Fürstin. Vom Inzeratenmarkt der Liebe. Eine Wiener Maianacht. Leutnantsgeschichten.

Erhältlich in der Expedition, IX., Währingerstraße 6-8



DS-2023-4457

Der Skandal

Erscheint in zwangloser Folge.

Redaktion und Administration: Wien VII/3, Neustiftg. 78, Telephon 6172.

Bilanz der Reichsratswahlen.

Die Wahlen stehen hinter der Türe. Hinter jener Türe, die ins Himmelreich führt. Das ist unbestritten und es bleibt nur fraglich, wessen das Himmelreich ist. Ob der Wähler oder der Gewählten — solch komplizierte Neugierde läßt sich allerdings auf Erden nicht beantworten und eine Uebereinstimmung der Ansichten nicht erzielen, wenn uns auch das Himmelreich heiß genug gemacht wurde und ein paar politische Gourmands sich mit einem: Gesegnete Wahlzeit! von jenem Tische erhoben, der stets rein gemacht wird. Eine derartige Säuberung ist nämlich eine politische Notwendigkeit; hielte man es anders, ein neuer Dreck fände gar keinen Platz mehr, aber ich bin hinreichend politisch ungeschult, um die Aufregungen eines Wahlkampfes der Stille des nachfolgenden Gottesfriedens vorzuziehen, und die einzige politische Ueberzeugung, die ich besitze und die ich mir nicht stehlen lasse, wurzelt in der Erkenntnis, daß die Wahlarbeit überhaupt die einzige positive Arbeit ist, die sich unsere Volksvertreter leisten. Nur in der Hitze des Gefechtes reifen unsere Früchte. Der Abgeordnete des Parkviertels quartierte einige hundert Bettgeher in erstklassigen Stadthotels ein und ich könnte mir eine hochherzigere Lösung der Wohnungsfrage gar nicht denken, aber nach dem Wahltage erhielten jene wieder die Aufkündigung und ein soziales Problem muß seiner Lösung abermals bis zur nächsten Auflösung des Reichsrates harren. Ob einer kandidiert oder seine Kandidatur zurückzieht, etwas fällt immer auch für die Wähler ab und ob's nun Ren-

nungsgeld oder Neugeld ist, beides verbessert unsere sozialpolitische Atmosphäre. Herr Silberer trat von seiner Bewerbung zurück und spendete die 20.000 K., die ihn seine Wahl gekostet hätte, den Barmherzigen. Wir brauchen also entschieden mehr Kandidaten, die rechtzeitig zurücktreten, aber leider findet dies Beispiel selbstloser Wahrung der Volksinteressen sonst gar keine Nachahmung und nur an Wählern herrscht Ueberfluß. Es scheint übrigens die Bestimmung des allgemeinen Wahlrechtes zu sein, den Mandats Hunger zu stillen und Kandidaten die Möglichkeit zu schaffen, sich die Wähler zu wählen. Jedenfalls sind die Prüfungen jetzt weniger streng. Es hätten sonst nicht alle durchkommen und nicht so viele „junge, hoffnungsvolle Männer“ mit der Türe ins hohe Haus fallen können. Nun ist die Türe ins Schloß gefallen und eine Tafel wurde an ihr befestigt. Sie trägt die Aufschrift: Betteln und Petitionieren ist verboten! Sechs Jahre lang wird die Türe geschlossen bleiben. Denn es wird Frieden herrschen, aber im siebenten, da der Wahlkampf wieder entbrennen wird, wird auch sie sich wieder öffnen und die Abgeordneten werden aus ihr treten. Und wir werden erfahren, daß sie alle befähigte Leute sind und nur das Parlament arbeitsunfähig war. Daß sie alle unverdorben sind und bloß das Schloß verdorben war. Wir werden sie wieder wählen. Denn schließlich läuft's auf eins hinaus, ob die Wähler verkauft oder verschenkt werden. Es wäre denn, daß wir inzwischen erkannt hätten, daß alles beim alten geblieben ist und bloß Gott Nimm seine Religion gewechselt hat.

Der Mordprozeß Bartunef.

Der Prozeß Bartunef war in mancher Hinsicht so interessant, daß man am liebsten wieder wegsehen möchte. Aber manche liebliche Erscheinung, an der wir uns bisher noch immer nicht haben satt sehen können, hält uns im Bann. Sie hypnotisiert uns und macht das Zu-

teresse nicht nur nicht erlöschen, sondern läßt es erst recht aufflammen. Um nur allen Mißverständnissen vorzubeugen, die ein Unverstand zu suchen, sich bemüht fühlen könnte: Nicht das Urteil, das Verhandlungsprotokoll verdient in Flammenschrift niedergeschrieben und auf der Anschlagssäule der Oeffentlichkeit plakatiert zu werden, daß mit dessen Unkenntnis sich kein Justizminister mehr entschuldigen kann. Uninteressant war nämlich bloß die hartnäckig leugnende Angeklagte. Dafür aber müßte man sich womöglich von Amts wegen und um so dringender für die übrigen Prozeßparteien interessieren, als selbst die Zeugen und sogar die Zuhörer sich in diese Rolle gefunden hatten und wo man's nur anpackte, in ein interessantes Wespennest gegriffen würde. In erster Linie verdient natürlich Herr Wach Beachtung, der allerdings nicht bloß eine interessante Erscheinung unseres Gerichtslebens ist, sondern sich auch jedesmal an dem Ausgange eines Prozesses derart interessiert zeigt, daß das Eingehen in die Verhandlung mit dem Eingehen des Angeklagten gleichbedeutend ist. Jedenfalls ist Herr Wach ein Fanatiker der Wahrheit. Zwar nicht jener, die ihm von Tag zu Tag deutlicher gesagt wird, wohl aber der begeisterte Anhänger einer ungesuchten, die ihn der Mühe des Findens wie aller Sorgfalt eines ordentlichen Vorsitzenden enthebt. Irrte er einmal trotz heißem Bemühen, er wäre mir sympathischer als heute, da er ohne sichtbare Anstrengung das Richtige errät. Denn mit jedem seiner leichten Erfolge kommen wir dem unvermeidlichen, späteren Justizirrtume näher und die Gefahr wächst, da sich die Zahl jener mehrt, die er zu waghalsigen Kletterpartien verleitet. Er sagt, daß er schwindelfrei ist, und zwölf Männer vertrauen sich ihm an, aber wenn die Schwindelfreiheit auch nur Schwindel wäre, ist die Katastrophe unausbleiblich und deshalb sollte man sich hüten, die Justiz an einen Waghalsigen zu seilen. Herr Wach kommt zu gründlich vorbereitet in den Gerichtssaal; er besitzt eine ausgebildete Ueberzeugung, die selbst vom Beweisverfahren keine Rechtsbelehrung annehmen

würde. Er ist eine Persönlichkeit geworden und macht von ihr den unpassendsten Gebrauch. Er wirft sie mit solcher Wucht in die Waagschale, daß die anderen Gewichte zu Boden fallen und unter den Gerichtstisch kollern. Und niemand will sich mehr nach ihnen bücken. Da wir jenes Schwergewicht haben, glauben wir die übrigen entbehren zu können, daß der Wunsch vereinzelter immerhin begreiflich wird, es möchte, wenn schon nicht Herr Wach, wenigstens die Waagschale zu leicht befunden werden. Ein anderer Mann oder eine andere Wage muß her. So geht's nicht mehr weiter, denn Herr Wach ist in seiner Entwicklung derart vorgeschritten, daß wir ihr nicht mehr folgen wollen und ihn nicht mehr erreichen können. Er macht Siebenmeilensstiefel und die Indizien haben, klarer noch als den Mord der Bartunek, seinen Ehrgeiz bewiesen, der Stufart des Gerichtssaales zu sein.

Ließe Herr Wach sich allein von seinem Temperament beherrschen, es wäre menschlich, so sehr auch eine Rechtsfrage nicht zur Temperamentsfrage werden darf, aber seine ständig durchsickernde Voreingenommenheit unterwusch nicht nur der Angeklagten den Boden, sondern spülte auch alle Unparteilichkeit der Geschwornen weg und eine Harmonie wurde geschaffen, die zu zerstören und für alle künftigen Fälle unmöglich zu machen, die wichtigste Aufgabe der Justizverwaltung wäre. Denn schließlich gibt's auch eine Aesthetik der Rechtsfindung und das vernünftigste Urteil beruhigt nicht, wenn es Beunruhigung für die Zukunft bringt. Ein über die Schnur Hauen mag man hingehen lassen, wenn die Schnur das Recht von dem Unrechte unverrückbar scheidet — wie aber, wenn einmal wider Erwarten das Recht sich jenseits der Schnur verirrt? Auch das ist schon vorgekommen und deshalb bleibt jeder Indizienbeweis ein zwar notwendiges, aber immerhin ein Uebel, das eigentlich nur ein Justizmord zu paralyzieren imstande ist. Eine Reihe geglückter und innerlich wahrer Indizienbeweise erhebt unbefugt jede Phantasie zur Kombinationsgabe und schläfert das Verantwortlichkeitsgefühl ein,

das sich damit tröstet, es werde diesmal auch noch gehen; erst ein jähes Abreißen der Glieder einer Beweiskette rüttelt es wieder auf und überschaut man noch einmal die Darbietungen des Bartunef-Prozesses, will es mir fast scheinen, als ob die Rechtsicherheit nichts notwendiger als einen baldigen Justizmord braucht. Es ist zuweilen gut, daß auch die Logik auf Grund eines Indizienbeweises der Unlogik überführt wird. Sie wird sonst zu arrogant, aber auch sonst mutet der Bartunef-Prozeß wie ein wunderjames Rechenexempel an. Das Resultat ist richtig, aber jeder einzelne Ansatz könnte falsch sein und ist am Ende der vielgepriesene Meister bloß ein Schüler, der die Auflösung von seinem Nebenmann abgeschrieben hat, wird man ihm wohl oder übel das Heft, das er in Händen hat, doch abverlangen müssen.

Herr Wach also führte den Vorsitz, aber den Verteidiger sollte man jetzt zwanzig Jahre dafür nachsitzen lassen, daß er eine stramme Verhandlungsleitung nicht rügte, die mit den Ausdrücken: „Na, also!“ und „Aber, aber!“ einem lieben Publikum zum Dank unterbrochen jonglierte, gegenüber den Ausschreitungen der Geschwornenbank sich indes machtlos erweisen wollte. Herr Dr. Meider brauchte nur eine Frage an einen Zeugen zu stellen, um bei den Geschwornen „Unruhe“ zu erregen, und ehe er den Mund aufthat, fand der eine oder der andere die Sache schon „für aufgeklärt“, aber auch sonst ging's recht lustig zu und wenn auch nicht die Verteidiger, sind jedenfalls die Lacher auf ihre Kosten gekommen. Wenigstens hat noch nie zuvor ein Gerichtssaalbericht so viele Heiterkeitsausbrüche registrieren können und in diesem Ausnahmefalle scheint der Dr. Liferzis wirklich die Wahrheit ausgesagt zu haben, der meine Frage, wie er sich beim Prozeß unterhalte, mit den Worten: Na lacht! beantwortete. Man hat nämlich wirklich gelacht, die Pointen des Wahrspruchs und des Urteils vorweggelacht, als wenn eine österreichische Prozeßführung der beste Witschswitz wäre. Ja, sogar die

Gerechtigkeit selbst lachte sich den Buckel der Ermordeten voll und das mehr verurteilende als befreiende Lachen wurde niemand übel genommen. Höchstens der Angeklagten, also der einzigen Person, die es sich nicht anders hätte richten können, wenn ihr das fortwährende Gelächter im Saale schließlich doch zu dumm geworden wäre. Für zwanzig Schwurgerichtssessionen hat man sich ausgelacht. Gründlich, gänzlich ungestört und fast in einem fort, denn die sonst so beliebte Drohung, den Saal von einem aufgeräumten Publikum räumen zu lassen, wurde auch nicht ein einziges Mal ausgesprochen und Herr Wach ließ es sich angelegen sein, die Lacher auf die Seite des Staatsanwalts zu bringen, der übrigens ganz so tat, als wenn er bei den aufgezogenen Kouleaus der Bartunek'schen Wohnung aufgezogen worden wäre. Gewiß ist der gesunde Humor einer sonst franken Justiz nicht zu verachten. Aber um so beklagenswerter bleibt es, daß er die passendsten Gelegenheiten doch versäumte und das ihn zeitweise ablösende Murren den richtigen Anschluß mehr als einmal verpaßte. Es wurde nämlich auch „gemurrt“. Ganz deutlich und vernehmlich. Besonders als die Angeklagte die Ablegung eines Geständnisses trotzig weigerte, aber das objektive Resumé des Vorsitzenden, der „die Versuche, die Angeklagte zu einem Geständnisse zu veranlassen, nicht als Beweis von Zweifel“ aufgefaßt wissen wollte, erstickte wieder alles Gemurre und auch das Lachen verstummte zur unrechten Zeit. Just als der echte Stufart in den Gerichtssaal trat.

Schon lang bin ich Herrn Stufart nicht mehr böse und ergibt sich die Gelegenheit, unterlasse ich's nicht, ihm eine kleine Freude zu bereiten. Und immer zeigt er sich dankbar dafür. Als ich ihm gelegentlich des Falles Hofrichter ein paar anerkennende Worte sagte, teilte er sie sofort beglückt seinem Vertreter mit und ich glaube, er wäre heute schon imstande, mich um ein Autogramm zu bitten. Seiner Hochachtung hat er mich ja unmittelbar nach dem Prozesse versichern

lassen und wenn er sie auch am 8. März zu stornieren suchte, bin ich hartnäckig genug, ein Versicherungsgeschäft Versicherungsgeschäft sein zu lassen, aber immer wieder verpaßt er sich die meine, an der ihm mehr, als er sich gestehen will, gelegen ist. In den letzten zwei Jahren habe ich wiederholt meine Meinung über ihn geändert und doch ist bis zum heutigen Tage keine gute dabei herausgekommen. Möglicherweise hat er wirklich noch nie etwas Schlechtes getan. Aber unleugbar tut er zuviel des Guten und wenn er mir nach dem Prozesse vorjammerte, daß unter den 240 Polizeibeamten 200 seine geschworenen Feinde sind, will es mir fast scheinen, als wenn er selbst sein ärgster Widersacher wäre und sich zum eigenen agent provocateur bestellt hätte. Herr Stufart ist nicht der schlechteste Kriminalist, aber er will auch Spezialist in „farbenreichen Darstellungen“ sein und da er sich von mir nicht sagen läßt, daß Farbenarmut keine Schande ist, wird er, der bisher die schwierigsten Hindernisse allgemeiner Antipathie elegant genommen, dereinst noch über einen Grassalm stolpern, den er partout hat wachsen hören wollen. Ich sehe keine Zeit wieder gehen und die Stunde kommen, da er in „dem Seelenkampfe, den jeder Schuldige mit sich auszukämpfen hat“, entseelt zu Boden sinken wird. Denn löst heute Herr Stufart jede Strafsache an sich, wird eine einmal ihn vielleicht nicht mehr auslösen wollen und sein Wort, das er uns stets verpfändet, dann keinen Ersthörer finden. Herr Stufart hat eben einen großen Fehler, der alle Vorzüge, die er etwa besitzen sollte, vollends korrigiert. Er redet zu viel und wird deshalb — darauf kann jeder Generalstabsoffizier Gift nehmen — einstens nach seinen Reden, nicht nach seinen Taten, gerichtet werden. Er versucht „moralische Einwirkungen“, die einfach verblüffend sind, aber wenn einmal der Bluff doch versagen müßte, wird er sich selbst um alle Wirkung gebracht haben und die Moral der moralischen Einwirkung die Erkenntnis sein, daß Herr Stufart auch ein schlechter Koch ist, dem der Appetit beim Kochen kommt und der aus der Koch-

schule schwätzt: man nehme eine Beschuldigte bei der Schulter, hebe ihr mehrmals den Kopf in die Höhe und rühre sie solange um, bis einem ganz warm wird. Herrn Stufart ist nämlich, wie er uns selbst verriet, ganz warm geworden. Da ich nun seine Gemütsstärke kenne, kann's nur der Juni gewesen sein, aber so sehr auch die Strafprozessordnung es ausschließlich mit Herrn Wach auszumachen hat, daß ein Zeuge über gewonnene *G i n d r ü c k e* abgehört werden konnte, möchte ich dem Chef des Sicherheitsbureaus doch nahelegen, in künftigen Fällen nicht jeden „langen Blick“ oder jede versiegende Träne zu verbellen. Wenn Tränen Schuldbeweise wären, wo wäre übrigens heute Herr Stufart? Die seinen waren ihm stets heilig, galten auch uns immer als die berufensten Eideshelfer seiner Unschuld und da immerhin auch mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß einmal ein Verhafteter das Herrn Stufart „erlösende Wort“ überhaupt nicht aussprechen könnte und seine „Reckheit“ nur der zaghafte Ausdruck seiner Schuldlosigkeit wäre, erscheint zur Vermeidung von Temperaturalaunen die obligatorische Einführung von Hitzferien für Herrn Stufart dringend geboten, die man zur Vorsicht auch auf die lange Reihe milder Winter, die uns nach meteorologischer Berechnung bevorstehen sollen, miterstrecken könnte. Damit wären insbesondere die Straßenkehrer einverstanden, da die mit Leni angestellten Versuche eigentlich nur das eine interessante Ergebnis hatten: „Der Hund lief zweimal zu einem Haus in der Jägerstraße und blieb bellend vor der Tür einer Straßenkehrersfrau stehen, indem er eine Blutspur verfolgte, die von einem Unwohlsein dieser Frau herrührte.“ Allerdings sehe ich nicht ein, warum nicht auch ein Polizeihund Mißgriffe begehen darf. Ja, stritte man ihm dieses Recht ab, er sankte auf die Stufe eines ganz ordinären Rötters, doch da man von ihm auch nicht die wissenschaftliche Vorbildung eines beeideten Sachverständigen verlangen kann, der Menstrualblut von anderem Menschenblut zu unterscheiden vermag, behindert ein neuer Eckstein des Anstoßes, an

dem Leni sein Amtsharel heben konnte, den Geschlechtsverkehr. Eigentlich verbellt der Polizeihund am lautesten noch die Lücke in unserem Staatsgrundgesetz, das uns zwar vor dem unbefugten Eindringen eines Polizisten in unsere Wohnung schützt, aber gegen eine von Leni willkürlich vorgenommene Häusdurchsuchung keine Handhabe bietet. Gewiß könnten wir Kleingewerbetreibende, Steuerzahler und Wähler von dem neuen Parlamente Schutz für unsere menstruierenden Mütter, Gattinnen, Schwestern und Töchter verlangen und wäre eine Straßenlehrerfrauenbewegung keine üble Demonstration, aber am ehesten wird der Dienstfeiser eines Polizeihundes selbst Abhilfe schaffen. Denn bleibt er erst bellend vor der Türe unseres berühmtesten Frauenarztes stehen und ist er von dort nicht mehr fortzubringen, wird ein Fakultätsgutachten ihn für unzurechnungsfähig erklären und an dem, was verschwiegen bleibt, der Wafenmeister des Amtsstils sich erkennen lassen.

Wie gesagt, der Prozeß Bartunek war furchtbar interessant. So interessant, daß in dem Lichte, das er ausstrahlte und andere leuchten ließen, selbst ganz uninteressante Persönlichkeiten interessant erschienen. Interessant wurde die Gestalt des Dr. Kramer, der den Cerny sich noch vierundzwanzig Stunden gedulden hieß, aber als der Freispruch schon binnen der nächsten zwölf Stunden effektiviert war, sein Recht auf unangemessene Beschäftigung geltend machen wollte und von seinem bösen Vorjabe, ein Plaidoyer zu halten, fast nicht abzubringen war. Interessant die Person des Dr. Meider, der solange sich für die Vornahme eines Totalaugenscheines einsetzte, bis der Lichtschein gegen die Bartunek gesprochen hatte und die Klopfgelister nicht mehr loszukriegern waren. Allerdings konnte sich die Angeklagte durch konsequentes Leugnen vor ihrem erbittertsten Rechtsfeinde selbst schützen, aber ihres „wohlmeinenden Freundes“ vermochte sie sich doch nicht zu erwehren und wieder wurden wir Zeugen der „Herzlichkeit“ einer Amtsperson, „die alles getan hatte, was man

für einen Menschen tun kann, dessen Wohl man will“. Daß, nur so nebstbei gesagt, der Herr Dr. König — so heißt nämlich der wohlmeinende Freund und herzliche Untersuchungsrichter — außer dem Wohle der Bartunef auch ihren Tod durch den Strang wollte, stellt sich noch nicht als ein besonders schwerer Fall von Incompatibilität dar. Ueberzeugte Engelmacherei schadet keiner Karriere und man kann in einer Person ein guter Freund und ein schlechter Untersuchungsrichter sein, aber da nach einem Grundsatz, der weniger extensiv interpretierbar als das Strafgesetz ist, Herr Dr. König als wohlmeinender Freund der Bartunef auch der wohlmeinende Freund ihres wohlmeinenden Freundes hätte werden müssen, kann ich heute nur an seine besonderen Fähigkeiten als Untersuchungsrichter glauben. Jedenfalls hat er mit dem unschuldigen und inzwischen freigesprochenen Cerny weit weniger Umstände gemacht und ihn sofort abführen lassen, als er seiner aus der Fremde herbeigeekilten Schwester weinend seine Schuldlosigkeit beteuern wollte. Das hören die Kinder der Justiz nicht gerne und auch ihrer scheint das Himmelreich zu sein, dem ein geständiger Raubmörder lieber ist als ein verstockter Ehrenmann, wenn aber wirklich „die Wahrheit ihre eigene Sprache hat“, scheinen ihre Sucher ein ganz eigentümliches Kauderwelsch zu reden und ein Sprachengesetz tut not, daß beide einander doch verstehen lernen. Wie dem übrigens auch immer sei, so geht's unter keinen Umständen weiter. Schon hat eine Gewohnheitsdiebin erklärt, das Stehlen lassen zu wollen, weil einen „die Polizei so gleich erwischt“. Das ist allerdings eine etwas zu freundliche Uebertreibung, aber die standesbewußten Raubmörder haben immer auf die Feindseligkeit der Behörden gebaut und es vorgezogen, die Polizei anlaufen zu lassen. Nun läuft aber ein Regierungsrat heiß und ein Untersuchungsrichter bietet seine Freundschaft an. Kann einen da das ganze Mördergeschäft noch freuen? Die Raubmörder bildeten immer eine ganz exklusive Klasse, aber das Eindringen unberufener Elemente

wird sie über kurz oder lang den Gewerbeschein zurücklegen heißen.

Nein, es war überflüssig, den Prozeß so interessant auszugestalten, und unnötig, daß der Vorsitzende der Angeklagten so oft „Lügen Sie nicht so viel!“ und „Das glauben wir Ihnen wieder nicht!“ zurief. Auch ohne diese gesetzwidrigen Behelfe hätte die Angeklagte der gesetzlichen Strafe zugeführt werden können und wenn heute der Geist der Katharina Steiner zitiert wird, sollte die Aufklärung, die uns der Prozeß Bartunek reichlich bot, sich einen derartigen Hofuspokus nicht bieten lassen. Gegen die Verurteilung der Katharina Steiner hatte sich die gesamte öffentliche Meinung gekehrt und ein Prozeßbericht aus jenen Tagen spricht davon, daß „die Angeklagte selbstverständlich die Nichtigkeitsbeschwerde einbringen wird“, aber an der Schuld der Bartunek zweifelt niemand und wenn eine prozende Gewissenhaftigkeit von einer Höchstwahrscheinlichkeitsrechnung spricht, ist der Vorhalt immerhin gestattet, daß Unwahrscheinlichkeiten niemals Faktoren eines Exempels sein können. Indizienbeweise sind aus doppelten Gründen eine Notwendigkeit. Erstens weil ihr Gelingen die Uebeltäter abschreckt und zweitens weil ihr Mißglücken die Justiz verschleudert, aber wenn die Bartunek doch unschuldig sein sollte, liegt kein plumper Justizmord, sondern ein raffinierter Selbstmord mittels der Justiz vor und daran könnte nicht einmal das nachträgliche Geständnis der Angeklagten etwas ändern, da auch ein solches nicht immer wahr sein muß.

Zweifel bleiben allerdings immer übrig; müssen übrig bleiben, solange Täter und Richter nicht identische Personen sind. Jemandem entgeht auch dem schärfsten Auge und selbst Herr Stufart vermag nicht, den letzten Zipfel eines „Tränenschleiers“ zu heben, der über das Antlitz einer Verbrecherin gebreitet ist. Soweit menschliche Voraussicht reicht — und wir begnügen uns gern damit, wenn Menschen Richter und Richter Menschen sind — hat die Bartunek die Tat verübt. Nur auf die Fragen: warum?, wann? und vor allem: mit

wem? gibt die Anklage keinen rechten Bescheid, doch da bei solchen Nebenfragen keine Antwort auch eine Antwort ist, hat das öffentliche Gewissen sich nicht sonderlich beschwert zu fühlen. Man ist vielleicht auf Vermutungen über den Ausgang eines künftigen Prozesses gegen einen heute noch unbekanntem Mitschuldigen mit angewiesen. Die Anklage nahm an, daß die Angeklagte die Luise Weiß ermordet hatte, um sich einer unbequemen Gläubigerin zu entledigen, aber es wurde auch ein Zettel von der Hand der Getöteten gefunden, in dem sie der Bartunek mitteilt, „daß sie eine Anstellung bei der Firma Altman gefunden habe, ihr ein Rendezvous gibt und mit besten Grüßen schließt“. Der Brieffsteller für lästige Gläubiger sieht allerdings eine andere Form vor und es ist nicht anzunehmen, daß die Weiß ihn mit dem für Verliebte verwechselt hat, aber die Uhr der Ermordeten wurde in der Wohnung der Bartunek gefunden und wenn der Mord doch nicht eine alte Schuld tilgen sollte, wurde er jedenfalls vollbracht, um eine neue aufzunehmen. Man kann es merkwürdig finden, daß das Küchenmesser der Angeklagten wohl mehrere Scharten, doch keine Blutflecken aufwies, der Unterrock, den die Bartunek an jenem kritischen Tage getragen, keine verräterischen Merkmale zeigte. Man kann sich auch wundern, daß die Bartunek sich bei ihrer gräßlichen Metzgerarbeit nicht verletzte, die Rouleaus erst nach vollführter Tat kaufte, aber ein Akt der Vorsicht macht noch kein ganzes Schauerdrama aus und die Blutflecken auf dem Fußboden wäscht kein Leugnen weg. Man kann darüber staunen, daß zahlreiche Gegenstände, die das arme Opfer an seinem letzten Tage getragen hatte, in der Bartunek'schen Wohnung nicht gefunden wurden, aber die man doch zustandebringen konnte, sprechen gegen die Angeklagte und jede Verteidigung wird zum sinnlosen Galle. Man darf auch getrost einen Widerspruch zwischen der Aussage des Rauchfangkehrers Stejskal und der Deposition des Professors Habrda finden. Hielt jener es für unerklärlich, wie in dem Ofen der Bartunek'schen Wohnung überhaupt geheizt werden

konnte, bezeichnete dieser das Verbrennen von Leichenteilen nur bei sehr hohen Temperaturen als möglich, aber die Menschenknochen, die Aschenreste im Kübel, der nur von der Bartunef benützt worden war, verstärken einen Verdacht zur Gewißheit und der „unbekannte“ Feind“ erweist sich als der innere Dämon der Angeklagten. Und alle übrigen Bedenken, sie schwinden gleichfalls. Man hatte die Weiß nicht in das Haus in der Greiseneckergasse treten gesehen? Die gute Hausbesorgerin hatte Augen und Ohren nur für den reichen Verehrer der Bartunef, der vielleicht ein Ministerialbeamter, jedenfalls aber ein Fabrikant war. Schließlich war auch das Kommen Gernhs unbenutzt geblieben und gibt's in einer Zinskassette auch andere interessante Parteien, die von der Hausbesorgerin beobachtet sein wollen, aber selbst das mißglückte Experiment, den Korb, in dem sich die Leiche befunden, unter das Bett zu schieben oder in den Kasten zu stellen, diskreditiert nicht das Urteil, da dafür der Versuch gelungen ist, eine Strohuppe unter der Lagerstätte der Bartunef zu verbergen. Daß der Prozeß auch einige wertvolle Beiträge zur Psychologie der Zeugenaussage lieferte, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Ein Zeuge wollte einen markerschütternden Schrei gehört haben, obwohl die Bartunef ihre Freundin sicherlich überrumpelt und der Anebel der Ermordeten dazu gar keine Zeit gelassen hat, ein zweites nur „zögernd“ zugeben, daß die Galoschen der Angeklagten passen. Die Galoschen — sie bildeten das einzige Indiz, das versagte. Alle übrigen hielten dem Ansturm von Zweifeln stand und man könnte höchstens sagen, daß ein paar Indizien noch gefehlt haben, um ein klares Bild auch in eine für jedermann bequeme Perspektive zu rücken. Alles klappte, nur die Galoschen erwiesen sich als eine minderwertige Ware. Nur die Galoschen. Aber ohne der Mörder zu sein, passen sie auch mir und mein Fuß schlüpft in sie hinein, daß mich der Schmutz einer Straße nicht berührt, die in die Psychologie einer Prozeßführung einmündet. Mit allen Gerichtsfaalreportern

bin ich nämlich einer Meinung und auch ich sage: Nur die Galoschen — — —

Die Freundin des Dr. Lueger.

Unter dem Titel „Aus meinen Erinnerungen an Dr. Lueger“ rechnet Fräulein Marianne Beskiba mit dem verstorbenen Bürgermeister ab und ein uneingelöstes Eheversprechen ergibt sich nach ihrer Aufstellung zu ihren Gunsten. Mit einem Ueberschuß an Temperament betreibt die Verfasserin Anklage und Selbstverteidigung, aber wir werden kühler und können es Dr. Lueger nicht verdenken, wenn er allen Mahnungen seiner Braut die „fast stupide“ Antwort: „G'sund will i' werd'n!“ entgegensezte. Auch eine gerechte Notwehr kann unsympathisch wirken und der Rat, den Fräulein Beskiba ihrem Verlobten erteilt hat, „lieber auf seine Würde als Bürgermeister und Volksvertreter zu resignieren, wenn er aus Gesundheitsrückichten nicht alles, was man über ihn schreibt, verdauen könne“, offenbart einen peinlichen Egoismus. Immerhin verdient eine Frau gehört zu werden, die, Malerin von Beruf und vielleicht auch von Talent, das schundig bezahlte Korbflechten lernt und sich bei dieser ungewohnten Arbeit die Hände wund reibt, nur um ein Schuld an ihren Verlobten tilgen zu können. Die persönlichen schriftstellerischen Erzeße der Beskiba finden an mir keinen Kritiker. Ich achte einen Seelenschmerz und schweige, aber wäre sie Lueger nichts anderes geworden als ein weiblicher Bumerang, müßte ihre Wiedergabe politischer Äußerungen einen großen Zuhörerkreis finden. Luegers Liebesleben darf uns nicht interessieren, aber den lohnenden Einblick in die große christlichsoziale Fabrik sollte sich niemand entgehen lassen und von diesem Gesichtspunkte aus verdient das Buch seine Wertung.

Mit Erlaubnis der Verfasserin bringe ich ein der Tendenz des „Skandal“ zugehöriges Kapitel aus den „Erinnerungen“ zum Abdruck:

Im grellen Gegensatz zu dieser an Geiz grenzenden Sparsamkeit stand die Rücksichtslosigkeit gegen seine eigene Kassa, wenn es galt, Schäden zu decken, deren Bekanntwerden die Partei kompromittiert hätte. Weniger zornig, als vielmehr bekümmert schritt er da mit auf dem Rücken gekreuzten Händen nervös in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

„Schon wieder einer?“ fragte ich bei solchen Gelegenheiten.

„Ja!“ erwiderte er mit trockener Stimme. „Die Kerl'n können das Stehl'n nicht lassen.“

„Und du mußt wieder blechen?“

„Der Partei wegen!“ Und mit einem Seufzer der Resignation blickte er vom Fenster auf die Straße.

„Lieber Freund, wenn Du immer hilfst, so werden die Leute zum Stehlen nur ermutigt. Du solltest im Gegenteil ein Exempel statuieren.“

„Das geht nit! Ich muß die Integrität der Partei um jeden Preis aufrecht erhalten.“

„Und wer ist es diesmal?“

Er nannte mir den Namen; mit einer Art Galgenhumor fuhr er fort: „Es wird gleich bei mir das Gerichtskollegium erscheinen, um zu beraten. — Die Opfer sind — ich, der — — —“

Er brach kurz ab, denn einer der Herren betrat bereits sein Arbeitszimmer.

In einem Falle hatte er großes Mitleid mit dem Schuldigen, der sein Vergehen mit dem Leben sühnen wollte. An seinem Krankenlager, das ihm zum Sterbebette wurde, besuchte ihn Lueger und sprach ihm Trost zu.

Ein leuchtendes Beispiel „reiner Hände“ stand der Bürgermeister an der Spitze seiner Partei — er fand nicht viele Nachahmer. — — —

Für Plastik hatte Lueger eine gute Schätzung und Musik liebte er sehr, doch galt seine Neigung vornehmlich dem Volksliede und den lustigen Weisen. Bei einem „fischen“ Walzer von Strauß schlug er den Takt und sumimte mit bei kleinen Operetteneinlagen. Wohl zeigte er auch fürs Anhören klassischer Musik großes Interesse, doch scheint es mir, daß es nicht echt war und er guten Geschmack und musikalisches Verständnis nur vorheucheln wollte.

Von der Malerei verstand Lueger nichts. Ich sagte ihm dies auch des öfteren ungeniert, wo er dann den Beleidigten zu spielen sich Mühe gab, was ihm jedoch mißlang, bis er schließlich dem verräterischen Zucken um die Mundwinkel nachgab und lachend versetzte: „Weißt, Mariannscherl, was schön is,

g'fällt mir schon, aber die Sezession — u jeger! — Das is do a a Verständnis, muß zugeben.“

Von der „Liebe“, wenn man so den vorübergehenden Umgang mit liebedlichen, zumeist verheirateten Frauenzimmern nennen will, sprach er dann und wann, drückte sich aber so anständig aus, daß er mich in meinem Schamgefühl nicht verletzte. — Eine tiefere Neigung hatte er bloß zu einer einzigen Frau gefaßt und selbst dann, als diese Neigung schon längst erloschen war, bewahrte er ihr ein freundliches Andenken.

Sehr zornig geberdete er sich, als er von irgendeiner Seite erfuhr, die damalige Vizepräsidentin des christlichen Wiener Frauenbundes, die Fuhrwerksbesitzerin N., hätte sich damit gebrühtet, nach dem vorausichtlichen Tode ihres Gatten — bei dem damals durch einen Wespenstich eine Blutvergiftung sich eingestellt hatte — von Lueger geheiratet zu werden.

„Denk Dir, Mariannscherl, so eine Keckheit! Der Madam' N. werd' ich aber mei' Meinung gründlich sag'n!“

Von wem hast Du das erfahren?“

„Das ist Wurscht!“ polterte er.

„Wer weiß, ob es wahr ist. — Unter den Weibern wird so viel gelogen und getratscht.“

„Ah, Du kennst die N. nit! — Das schaut ihr schon gleich.“ — — —

Was Luegers religiöse Ansichten betraf, so war das Ganze mehr Pose als Ueberzeugung. — Er verstand es, seine Umgebung zu täuschen, nur meinem prüfenden Blick konnte er nicht standhalten und gab sich so, wie er war. Als er merkte, daß er mir durch seine „Frömmerei“ nicht zu imponieren vermochte, schlug sein „Glaube“ in das Gegenteil um und mehr als einmal wurde er frivol.

Er huldigte in überschwänglicher Weise dem Alerus, nahm häufig an kirchlichen Veranstaltungen teil, hielt tiefempfundene Reden über das Christentum, höhnte die Juden und war doch deren Freund, wie die Juden hinwiederum seine ergebenen Freunde waren; das las man aus den von Schmerz tiefenden Artikeln während der Krankheit und des Todes des Bürgermeisters deutlich genug heraus.

Alle standen eben unter dem Banne seiner Persönlichkeit und es dürfte kaum ein Nachfolger entstehen, der den „kurulischen Stuhl“ mit jenem mysteriösen Zauber umgibt, wie es dem Volkstribunen Lueger gelang. — Jedes Jahrhundert hat seinen Cäsar — Lueger war der Cäsar des Cäfulums für Oesterreich, wie es Bismarck für Deutschland war.

So wenig sein „Glaube“ sich mit seiner Ueberzeugung deckte, ebensowenig Haltbarkeit hatten seine politischen Ansichten. Ihn führte Ehrgeiz ohne Skrupel zur Höhe, vorwärts, immer nur vorwärts, um jeden Preis — das war Luegers Prinzip. Er rechnete mit den Instinkten der Volksseele und sein sündiger Geist entdeckte bald die empfindliche Stelle, wo Bresche geschlagen werden mußte. Er zog die Frauen heran, appellierte an deren Häuslichkeit, an die Religion, an die Erziehung der Kinder, er schilderte salbungsvoll, wie schrecklich der Mensch unter den derzeitigen Verhältnissen verkomme, dann wurde der Himmel in den rosigen Farben gemalt usw. usw. Er schmeichelte den Frauen, indem er ihnen ihre unvergleichliche Macht über die Gatten nahelegte. — „Eine geschickte Frau kann alles, überall setzt sie ihren Willen durch; nur die Männer beeinflussen, dann wird's schon gehen.“ So wurden die Weiber, die auf ihre Würde und Macht vom „schönen Karl“ aufmerksam gemacht wurden, in einen förmlichen Jubelrausch hineingeheßt. Zahllose Versammlungen fanden statt und als *piece de resistance* erschien dann „Er“, mit frenetischem Beifall begrüßt.

Er kannte seinen „Harem“, wie er spöttisch den weiblichen Anhang benannte, genau und sprach, wie es eben erforderlich war. Ein Paroxysmus sondergleichen ergriff die Leute, Versammlungen jagten einander, festliche Veranstaltungen, Guldigungen für den Volksmann, alle möglichen Ehrungen, man drängte sich und stieß sich wund, nur um einen Händedruck Luegers zu erfassen. Ja, als Lueger von Seiner Majestät nicht als Bürgermeister bestätigt wurde, empörte sich förmlich die Menge. Ich halte diese Sturmzeiten als die glanzvollste Periode in Luegers Werdegang; denn zur Höhe ansteigend, entfremdete er sich immer mehr und mehr seinen Getreuen aus dem Volke. Wohl besuchte er noch Versammlungen und festliche Veranstaltungen, wohl entflammte er noch durch seine Reden die Anwesenden, aber wie ein abwehrender Schleier umspann die Selbstherrlichkeit den Mann und im Laufe der Zeit verdichtete sich der Schleier zum undurchdringlichen Panzer.

In übermütiger Laune machte ich einst Anittelberse, worin eine Frau, die schon begraben ist, etwas unanständig für ihre Leidenschaft zu Lueger hergenommen ward. Das Gedicht kam mir in Verlust, doch hatte ich binnen wenigen Stunden den Besitzer eruiert. Handlanger war unbewußt Professor Sturm und der unredliche Besitzer Strobach machte trotz meiner Bitten und Einwendungen einen sehr unrühmlichen Gebrauch von dem Manuskript. Dies hat mir viel Kummer und eine typhöse Erkrankung eingebracht.

Trotzdem Lueger von diesem nicht einwandfreien Vorgehen Strobachs genaueste Kenntnis hatte, bewies er ihm nach wie vor, vielleicht aus Rücksicht dafür, daß er sein Plakhalter am kurlischen Stuhle war, die hingebungsvollste Freundschaft und als Strobach starb, war der Bürgermeister, in der Meinung, daß der Tote seinen Kindern kein Vermögen hinterlassen hätte, sofort bereit, für die Hinterbliebenen ausreichend zu sorgen — allerdings auf Regimentsunkosten.

Da man mein Temperament kannte, fürchtete man bei der Enthüllungsfeier eines von mir gemalten und der Körperschaft gespendeten Luegerbildnisses im Gemeindehause Margareten am 24. Mai 1904 einen Eklat, denn Strobach war trotz der mißliebigen Affäre unter den geladenen Gästen. Eine schwüle Luft herrschte in dem Arbeitszimmer des Bezirksvorstehers Schwarz, als ich am Arme Thomas Porzers (Thomasl) erschien. Lueger war befangen, Schwarz geängstigt, Strobach selbst etwas unsicher. Alle Befürchtungen erwiesen sich aber als grundlos. Lächelnd reichte ich selbst Strobach die Hand. Die bevorstehende Feierlichkeit hatte für diesen Moment jede Gehässigkeit in mir erstickt.

Die rednerischen Elemente nahmen auch hier Anlaß, um Politik zu treiben. Ich wurde bloß als Mittel zum Zweck behandelt; kaum daß man mir ordentlich dankte, nur wurde mir ein Lorbeerkranz von enormer Dimension überreicht, den ich mir aber bei meiner damaligen Freundin Schmolet erst „anschaffen“ mußte, um für mein Geschenk nicht ganz „nackt“ dazustehen! —

Strobachs Tod hat mich keineswegs schmerzlich berührt, ich erkannte im Gegenteile in diesem Ereignis die rechtwaltende Hand Gottes, die selbst mindere Vergehungen straft. Ich besprach mit Lueger die Besetzungschancen eines zweiten Vizebürgermeisters, denn Dr. Neumayer mußte sachgemäß zum ersten Vize avancieren. Ich war eben erst aus München, wo ich gastliche und liebevolle Aufnahme im Hause der anmutigen Witwe Lenbachs gefunden hatte, heimgekehrt. In den dortigen Zeitungen werden Wiener Lokalnachrichten wenig kommentiert und somit interessierte ich mich doppelt dafür, aus des Bürgermeisters Munde nähere Details zu erfahren. Mir schien der jetzige Oberkurator Leopold Steiner, der Schöpfer der großartigen Heil- und Pflegeanstalt am Steinhof, als die geeigneteste Persönlichkeit zur Besetzung des zweiten Vizebürgermeisterpostens.

„Du hast schon recht mit Deinem Vorschlag, aber der Steiner hat sich seine Zukunft selbst verdorben. Ich hab' ihm g'sagt, er darf mir den Gerenti

(Landesoberinspektionsrat) mit ins Haus bringen, — er laßt si aber niz dreinreden; der Gereny is sein Freund.“

„Was hast Du gegen Gereny?“ fragte ich. Unwillig runzelte er die Brauen. „Ich mag ihn einfach nit!“ war die kurze Entgegnung — und er spaltete Krebse dabei.

Sinnend blickte ich vor mich hin, dann meinte ich: „Dann kommt nur noch Dr. Porzer in Betracht; sonst wüßte ich niemanden, der dieses verantwortungsvolle Amt mit entsprechender Würde und Repräsentanz vertreten könnte.“ Das Krebsbeistek zur Seite legend, mit der Serviette sich die in die Fingerschale getauchten Finger abtrocknend, nickte Rueger lebhaft: „Der Porzer wird's auch!“

Und Dr. Josef Porzer wurde zweiter Vizebürgermeister. —

Trozdem ich mich nicht mehr im öffentlichen Leben bewege, betrachte ich nach wie vor Steiner als prädestiniert, Bürgermeister von Wien zu werden. Aus kleinen Anfängen (er ist von Beruf Zimmermaler oder Anstreicher) hat er sich zu seiner seltenen geistigen Höhe und zu seiner Stellung emporgeschwungen. Ein unbeeinflußter, durch und durch ehrlicher Mensch, ausgestattet mit einem reichen Wissen auf politischem, wirtschaftlichem und ästhetischem Gebiete, unbestechlich, voll Initiative, würde er die Größe und den Wohlstand der Reichshauptstadt zur gedeihlichen Blüte bringen. — Steiner war es „Butten“, ob ich bei Rueger in Gnade oder Ungnade stand; er blieb sich immer gleich; höflich-freundschaftlich. Sein größter Stolz wurzelte in der Erbauung und Ausgestaltung des „Steinbofs“. Der sonst so ruhige Mann wurde fast aufgereggt, wenn dieses Objekt in Frage kam.

Einmal sagte ich: „Herr Landesauschuß, bitte, reservieren Sie auch für mich eine schöne Zelle.“ Sehr ernst entgegnete er: „Mit solchen Dingen treibt man nicht Spaß.“ Die Wahl Dr. Porzers machte auf ihn scheinbar nicht den geringsten Eindruck. „Ich bin gesund, das ist die Hauptsache!“ sagte er achselzuckend. —

Rueger hatte für seine „Thronfolge“ meines Wissens weder Geßmann noch Weißkirchner im Auge. — Ein unbegreiflicher Optimismus betreffs seiner Genesung leitete seine Handlungen. Kaum hatte er sich von der ersten schweren Krankheitsetappe etwas erholt, so machte er seine boshaften Witze über die „enttäuschten Kronprinzen“. — „Ah, so g'schwind stirb i nit! Die hab'n si schon alle g'freut auf die „Erbbschaft“ im Bürgermeisteramt — ja Schnecken! Wart's no a wenger!“ — — —

Zahlreiche Reichsrats- und Landtagsabgeordnete, Stadträte, Gemeinderäte, Bezirksräte der christlichsozialen Partei waren mir mehr oder minder bekannt. Abgeordneter Mender, gewesener Arbeiter, ein bescheidener, armer Teufel, dessen Schwager, Abgeordneter Leopold Kunschak, Abgeordneter Julius Prohaska, Abgeordneter Dr. Alois Heilingner, ein ausgezeichnete Kenner des Gewerbegesetzes, der als Versammlungsredner den Wiener Dialekt outrierte und gleich Armann mit Händen und Füßen „arbeitete“, Stadtrat Wessely, Obmann des Bürgerklubs, Tomola usw. usw. — Der kleine Alerus und die christlichsoziale Lehrerschaft spielte natürlich eine wichtige Rolle in der Partei und hat ihre Mannen in den Dienst derselben gestellt.

In den Jahren 1900 und 1901 stand ich zu dem derzeitigen Bürgermeister Dr. Josef Neumayer und dessen liebenswürdiger Gemahlin in herzlichem Freundschaftsverhältnis, welches später erkaltete und zuletzt bei Dr. Neumayer fast ins Gegenteil umschlug, denn er fühlte sich vor beiläufig zwei Jahren sogar veranlaßt, eine Frauensperson zu beauftragen, sich in der Umgebung meines Wohnortes nach meinem „Lebenswandel“ zu erkundigen. Lueger selbst machte mir von diesem Vorgehen des ersten Vizebürgermeisters Mitteilung. Ich kann nur annehmen, daß Neugierde die Triebfeder dieses, eines Mannes unwürdigen Benehmens war. Ich entrüstete mich sehr darüber, aber Lueger gab sich Mühe, durch Humor meinen gerechtfertigten Unmut zu dämpfen, indem er den „Weißschädl“ rücksichtslos verspottete und mir allmählich ein verächtliches Lächeln abrang. Trotz seines Gebrechens — Dr. Neumayer ist schwerhörig — macht seine Erscheinung einen sehr repräsentablen Eindruck. Er war seinerzeit deutschnational gesinnt.

Vizebürgermeister Dr. Josef Porzer — nicht zu verwechseln mit dem Bezirksvorsteher kaiserlichen Rat Thomas Porzer (Thomasl) — spricht äußerst wenig und seine Gesichtszüge verändern sich niemals; immer lagert darauf derselbe ernste, starre Ausdruck. Dr. Porzer neigt sehr stark zum Alerikalismus. Gegnerische Blätterstimmen wollen ihm durchaus eine semitische Abstammung aufdisputieren.

Vizebürgermeister Heinrich Hierhammer dürfte seine geschäftliche Routine auch als verantwortlicher Vertreter der Kommune zu verwerten Gelegenheit finden. Ich kenne ihn nur sehr oberflächlich und als einen sehr freundlichen, intelligenten Mann.

Der dritte Vizebürgermeister Hoß ist eine mir ganz fremde Persönlichkeit.

An der Spitze des Wiener Frauenbundes, den Lueger seinen „Harem“ nannte, stand als Präsidentin Emilie Platter, eine gebildete, schlichte, ältere Frau. Als ihr Sekretär fungierte Franz Klier, dessen rechthaberisches Auftreten ihn bei fast allen Frauen verhaßt machte, die in seinem Gehaben einen Eingriff in ihre Rechte witterten und den sie als eine „bezahlte“ Kraft, auf ihre unentgeltliche Tätigkeit pochend, verachteten. Klier war auch Herausgeber eines Winkelblättchens, welches aber keinen Anklang fand. Ernstlich drangen oft die Frauen und selbst Lueger in Emilie Platter, sich von ihrem Berater und Helfer zu trennen. Vergeblich! Ihr Widerstand führte schließlich zu ihrem und des Sekretärs Sturz.

Der Wiener Frauenbund gliederte sich bezirksweise in sogenannte Ortsgruppen, deren Agenden von einer Vorsitzenden, einer Stellvertreterin, Schriftführerin, Kassierin, dem Beiräte und einem Komitee verwaltet wurden. Ich selbst versah eine kurze Spanne Zeit die Stelle einer Schriftführerin.

In den Sitzungen des engeren Komitees wurde über Veranstaltung von Versammlungen, Festlichkeiten und Beteiligung von Armen, vornehmlich zu Weihnachten, beraten. Jede der Ortsgruppen war durch eine Fahne gekennzeichnet; diese Standarten mit all dem feierlichen Gepränge waren sehr kostspielig; denn an allen erdenklichen Fahnenweihen beteiligten sich die einzelnen Ortsgruppen, um nur recht viele Fahnenbänder zusammenzubringen. Schied eines der Mitglieder durch den Tod aus den Reihen des Bundes, so gab man dem Sarge (namentlich die betreffende Ortsgruppe) zumindest bis in die Kirche, unter Vorantragung der umflorten Fahne und einer Kranzspende das Geleite. Es waren, im Grunde genommen, ganz unnötige Auslagen.

Nach den von der Statthalterei genehmigten Statuten sollte sich überhaupt der christliche Wiener Frauenbund bloß auf eine charitative Tätigkeit beschränken; alle politischen Tendenzen waren ausgeschaltet. Demungeachtet bildeten die Weiber für Luegers politische Bestrebungen ein wichtiges Agitationsmittel, dessen Wert der Volksbürgermeister noch erkannte, ehe sich die Frauen dessen bewußt wurden. Sein bloßes Erscheinen in einer Versammlung brachte die kampflustigen Damen in die erforderliche Stimmung und während der „schöne Karl“ den Zuhörerinnen seine Ratschläge vom Podium aus in urwüchtiger, scherzender Weise erteilte, verstand er es mit juristischer Schlaueit, auch politische Themata zu streifen, ohne dabei im geringtendie Paragrafhe der Vereinsstatuten zu verletzen. Es gelang ihm, mit bewunderungswürdiger, unanfechtbarer Geschicklichkeit, die Verordnungen der Statuten zu umgehen. Andere Redner bemühten sich, seinem Beispiele zu folgen; übr-

gens erhob der Regierungsvertreter, der anfangs, als die „Versammlungsfeuche“ ausgebrochen war, den Verhandlungen beimohnte, nie einen ernstlichen Einspruch.

Abgeordnete, Gemeinderäte und alle möglichen christlichsozialen Funktionäre wurden als Redner „gepreßt“. Die Tagesordnung einer solchen Versammlung mit den fettgedruckten Namen der Parteigrößen als Redner glich einem Theaterzettel mit dem Gastspiel einer Diva. Man las: Lueger, Prinz Moiss von und zu Liechtenstein, Pattai, Prior Rudolf Graf Colloredo-Mels, Geßmann, Weiskirchner, Armann, Schneider, Vieloslawek, Prälat Scheicher usw. War man auch der Anwesenheit Luegers nicht ganz sicher, so wurde auf der Einladung ganz skrupellos gedruckt:

„Unser hochverehrter Bürgermeister, Herr Dr. Karl Lueger, hat sein Erscheinen bestimmt zugesagt.“

Um jedes Plätzchen wurde gerungen, kein Weg war den begeisterten Anhängerinnen zu weit, kein Wetter zu schlecht. Lange vor Öffnung der Saalpforte staute sich die Menge. Glücklich das Weiblein, welches einem der Geseierten, besonders „unserem“ Lueger, eine weiße Nelke ins Knopfloch stecken durfte! Die Auserwählte hatte wahrscheinlich vor lauter Entzücken darüber noch drei Tage später Herz klopfen. —

Mit Ausnahme des Grafen Colloredo, eines erklärten Lieblings des schönen Geschlechtes, brachten die übrigen genannten Persönlichkeiten ihre politischen Anschauungen ohnehin in ihren dichtgedrängten Wählerversammlungen, in die auch vielen Frauen der Eintritt gestattet wurde, zur Geltung.

Eine ausgezeichnete oratorische Begabung zeichnete den Abgeordneten Dr. Robert Pattai, derzeit Präsident des Abgeordnetenhauses, aus. Indessen aber vermochten seine Ausführungen nicht jenen Grad des Enthusiasmus hervorzuheben, wie eine, wenn auch noch so kurze Ansprache Luegers. Parteipolitisch schritten die beiden miteinander, persönlich sympathisierten sie nicht.

Prinz Moiss Liechtenstein, von den Segnern wegen seiner klerikalen Anschauungen der „schwarze Prinz“ genannt, rechtfertigt nicht ganz diese Bezeichnung. Vielleicht ist nur sein katholisches Glaubensbewußtsein etwas zu markant, das hätte aber bei seinen sonstigen, hocharistokratischen Mässen nichts Auffallendes an sich, da überhaupt unter den Adeligen der klerikale Anstrich vorwiegend ist. Er sprach gelassen, jedes Wort wohlgeleitet, in Aufregung geriet er nie. Die Spießer fühlten sich geschmeichelt, daß ein „wirklicher Fürst“ es nicht unter seiner Würde fand, mitten unter dem „gemeinen“ Volke zu erscheinen. Besonders gesucht war Prinz Liechtenstein als Redner.

Dr. Albert Gehmann, Ey-Erzellenz, von seinen boshaften „Freunden“ „Spuckerl“ genannt, vertrat mit Leidenschaftlichkeit „schwarze“ Ansichten. Ey-zellenz Dr. Richard Weißkirchner sprach wenig. In Zeitungsberichten machte man darüber seinerzeit Glossen, daß er seine Kandidatenrede in die Worte zusammenfaßte: „Mein Programm lautet: Dr. Karl Lueger.“ Seine Frau gilt als sehr stolz und Lueger erzählte mir gelegentlich, daß die Dame, als er sich in seinem urwienerischen Dialekt nach ihren „Madeln“ erkundigt hatte, verweijend entgegnete: „Meine Töchter sind keine ‚Madeln‘, sondern junge Damen.“

Dann will's all'weil, i soll' ihr a Wohnung im Rathaus einräumen, weil der Magistratsdirektor nach ihrer Meinung einig'hört — Ja freilli! Was denn nit no?“ und verärgert betrachtete Lueger seine Fingernägel. Abgeordneter Julius Armann warf bei seinen Reden mit Armen und Beinen um sich, drohte und deutete mit dem Zeigefinger, schlug mit den Fäusten auf das Pult, reckte sich, streckte sich und wand sich in Körperrevolutionen eines Schlangenmenschen. Mit rollenden Augen und mit dem Brusttone der Ueberzeugung verkündete er den Zuhörenden seine „unfehlbare“ Weisheit. Schade nur, daß sich dabei nicht noch seine Haare sträubten, er hätte den „Uebermenschen“ personifiziert. Soweit ich ihn übrigens kannte, war Armann eine gutmütige Natur. Ueber Landesauschuß Hermann Vielohlawek wurde und wird soviel gesprochen und geschrieben, daß jede weitere Schilderung überflüssig scheint. Prälat Scheicher, als Vertreter des kleineren Klerus, polemisierte, wie es erforderlich war, gegen den Gegner. Er machte bei Tische einen aufgeweckten Eindruck, als Redner trat er temperamentvoll auf. Abgeordneter Ernst Schneider, der „alte Bfuff“, wie er spitznamig hieß, kann als besondere Erscheinung bezeichnet werden. Ein enragierter Judenfeind, verfocht und verächtet er mit seltener und nahezu bewunderungswürdiger Konsequenz seit Jahrzehnten seine Prinzipien. Man mag über die Judenfrage denken, wie man will, dem Abgeordneten Schneider muß die Anerkennung seiner Prinzipientreue gutgeschrieben werden. Um eine Zeit, wo es um die christlichsoziale Bewegung noch sehr „windig“ ausah, trug Schneider mit Gregorig und Schönerer seine Haut zu Markte, er brachte den Gedanken des „Antisemitismus“ in die Sphäre Wiens und machte Propaganda für jene Partei, die nach hartem Ringen ans Ruder kam. Viele unter den heutigen „Größen“ gewannen erst dann ihre „parteilpolitische Ueberzeugung“, als bei diesem Bekenntnis kein Risiko mehr bestand und bloß nur zu gewinnen war. Schneider aber, wie er vor 30 Jahren sprach, spricht er noch heute und diese Unwandelbarkeit der Ge-

finnung gereicht ihm zur Ehre. — Die kontrastierende Tatsache, daß Lueger in seinen Anschauungen schwankend wurde, kann nicht weggestrichen werden. — Er kämpfte als Demokrat Seite an Seite mit dem „Juden“ Dr. Mandl und folgte dann dem Banner des Herrn v. Rosenau, genannt Georg v. Schönerer, eines Deutschnationalen vom Scheitel bis zur Sohle. In aller Erinnerung ist wohl noch die Huldigung, die Lueger der Gattin Schönerers bei dessen Entlassung aus dem Gefängnisse nach verbüßter Strafe wegen Hochverrates und Hausfriedensbruches darbrachte. Trotzdem gehörte Schönerer bald der Vergessenheit an, Lueger begann seinen Siegeslauf und der alte Kampfgenosse wurde nicht nur kaltgestellt, sondern auch bei jeder Gelegenheit als Deutschnationaler von Lueger gefrozzelt, der sich plötzlich seines Patriotismus erinnerte, und bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen bombastisch seine dynastischen Gefühle betonte. Man kann loyal sein, ohne servil zu werden.

Als „obligater Gegenstand“ bei Sitzungen des Wiener Frauenbundes dominierte der Weibertratsch, der oft genug in ehrenrührigen Bemerkungen über einzelne Personen ausklang. Auch mit mir beschäftigten sich die P. T. Damen. Ich erhielt von einer bössartigen Verleumdung Kenntnis. Meinem ersten Impulse folgend wollte ich die verläumderischen Weiber gerichtlich zur Rechenschaft ziehen. Doch fragte ich vorerst Lueger um Rat, der damals, 1905, in Karlsbad weilte. Er spielte die Rolle des „Beischwichtigungshofrates“ und sandte mir einen „kalmierenden“ Brief.

Obwohl wir uns um diese Zeit schon innig liebten, atmeten seine Briefe noch nicht jene stürmische Leidenschaft, die ihnen später innewohnte. — Jagbeherzigte seinen Rat; vielleicht wäre es besser gewesen, die ehrabschneiderischen Klatschbasen rücksichtslos zu belangen.

Die festlichen Veranstaltungen des Bundes bewegten sich im Rahmen des volkstümlichen Varietés. Man suchte nach unbezahlten Kräften, was, um der guten Sache zu dienen, öfter gelang. — So manche Bühnenkünstler männlichen und weiblichen Geschlechtes, darunter auch Frau Jarno (Niese), ließen sich hie und da erbitten. Letztere kam natürlich nur Luegers wegen, um vor „IHM“ ihre grotesken Kapriolen zu mimen; die „Kerzelweiber“ waren ihr „Wurscht“. „Beim Guschelbauer und bei der Niese unterhalt i mi allweil ganz gut,“ meinte Lueger. In den Tagen seiner Gesundheit berief er die Getreuen im Stadtrate meist gegen Jahreschluß öfter in den Sitzungssaal zu einem Souper, bei dem, nebst verschiedenen anderen Angehörigen der darstellenden Künste, regelmäßig auch Frau Jarno oder Frau Kramer (Glöckner) erschienen. — — —

Hildegard Lueger war und ist nicht beliebt. — Ich selbst habe keinen wesentlichen Grund, mich über sie zu beklagen; soweit sie sich beherrschen konnte, tat sie es. Sehr gut war sie zu mir am Valle der Stadt Wien, den 14. Februar 1906, wo sie mir mit gewinnendem Lächeln Nektar und Rosen von dem Tischauflage reichte. Es war der letzte Ball, den ich besuchte. Im „roten“ Salon, wo der jeweilige Bürgermeister seinen feierlichen Repräsentationspflichten nachkommt (Beredigungen, Verleihungen von Auszeichnungen, kleine Empfänge usw.), war die Tafel für den „Herrn von Wien“ und seine „Intimsten“ nebst einigen Seitentafeln zu dem Empfange der „oberen Hundert“ bereit. Ich zog das Vis-à-vis dem Sitze neben dem Bürgermeister vor, da er, gleich mir, bloß auf dem rechten Auge die Sehfähigkeit besaß und wir die sonst erforderlichen starken Kopfwendungen nicht liebten. Lueger kannte meine Vorliebe fürs Vis-à-vis und berücksichtigte dieselbe. Frau Jarno (Niese), die Gattin des Direktors des Josefstadttheaters, hatte sich neben Lueger plaziert und versuchte, ihn aufzuheitern, was er gerne annahm. Mit der der Künstlerin eigenen Charme plauderte sie auch mit Graf Hans Wilczek, dem Besitzer der Burg Kreuzenstein, der sich jedoch bald mit seiner Gemahlin Elisabeth an einem entfernteren Tisch niederließ. — Frau Jarno, die mit dem alten Herrn etwas zu auffällig geschäftert hatte, wurde von Lueger befragt, wie lange sie ihn (Wilczek) kenne. „Na, so ocht Johr“, antwortete sie in ihrem bekannten Biermaß und derben Wiener Dialekt. Fräulein Hildegard versuchte zwischen mir und Frau Jarno eine Annäherung und meinte:

„Kennen sich die Damen nicht? — Sie sind doch beide Künstlerinnen.“ „Ja, habe Frau Jarno auf der Bühne gesehen, sie ist mir daher nicht ganz unbekannt“, entgegnete ich kalt. Lueger schien die Sache unbequem zu werden, denn er fraute sich hinter dem Ohre und sagte, wahrscheinlich um mir einen kleinen Triumph zu bereiten, mit einer Kopfwendung zu der Schauspielerin: „Beide Künstlerinnen, freilich, aber die Dame vis-à-vis malt auf Leinwand und gnä' Frau malen auf Ihner G'sicht.“ Vielleicht fühlte sich die Frau durch diese Bemerkung des Bürgermeisters verletzt, denn sie erhob sich und nahm an der Tafel, an welcher Graf Wilczek präsiidierte, Platz. Bald erfüllte ihr gellendes Gelächter den Saal. Am Mitternacht näherte sie sich wieder unserer Tafelrunde und versuchte vergeblich, den Bürgermeister zu bewegen, ins „Gemütliche“ zu gehen — dies ist der heim Valle in ein Café modernsten Stils verwandelte Stadtratsitzungsaal. Wenn ich nicht irre, erklingen dort bei solchen Anlässen die heiteren Weisen der Kapelle Drescher. Lueger sah ermüdet aus und ich fühlte mich veranlaßt, ihn ernst zu mahnen, in der vorgeschrittenen

Stunde der Nachtruhe zu pflegen. Natürlich setzte ich mich so mit Frau Jarno in Opposition. Ich war überhaupt gegen die Dame verstimmt, denn als ich mich im Laufe des Abends endlich aufraffte und sie in bedauerndem Tone fragte, ob das allabendliche Spiel für ihre Gesundheit nicht aufreibend sei, antwortete sie mit einem nichtsagenden Ausdruck im Gesicht: „Danach fragt eh' niemand“ und lächelte andere an. Ich weiß nicht, wie sich diese Antwort mit meiner freundlichen Erkundigung decken sollte.

Auch Frau Vizebürgermeister Porzer setzte sich für Luegers Besuch des „Gemüthlichen“ sanft ein, viele andere auch. Ernst blickte ich ihn an. „Schlafen gehen!“ sagte ich kurz, aber mit Nachdruck. Er erhob sich. — „Ich geh' schlafen.“ Meinen herzlichen Dankesblick quittierte er mit mehreren innigen Handküssen. Frau Jarno verschwand an der Seite ihres Protektors, des nachherigen Magistratsdirektors Appel, in der entgegengesetzten Richtung.

Um 3 Uhr morgens war ich daheim und wenige Stunden später, noch im Laufe des Vormittags, entstieg Lueger vor meiner Wohnung, Goldeggasse 17, frisch und munter seinem Gefährten. „Bin i froh, daß du mi schlafen g'schickt hast, sonst wär' i heut' um die Zeit no net da und ich liebe doch Disteln. Wann werd' i mi denn endlich sattfressen können?“

Die Bemerkung „Distel“ war ein Wortspiel und hat auch auf ein kleines Kapitel Anspruch. Schon als ganz kleines Mädchen befandete ich für diese unbeachtete Pflanze große Vorliebe. Vielleicht aus Mitleid; denn nach dem Sündenfall des ersten Menschenpaares soll Gott der Herr gesagt haben: „Disteln und Dornen wird die Erde tragen und verdammt werdet ihr dazu, im Schweiß eures Angesichtes euer Brot zu verdienen.“

In späteren Jahren bewunderte ich das herrliche Blattwerk und den zarten Hauch der Blüte und erkor sie zu meiner Lieblingsblume, mit der ich mich gar oft schmückte. Vielen war mein Faible für die Distel bekannt und ernste, künstlerisch veranlagte Naturen teilten meinen Geschmack, während leichtlebige Menschen meine Extravaganz verspotteten und über das „Eiselfutter“ ihre „Witze“ machten. Lueger äußerte sich: „Daß du eigene „Gusto“ hast, weiß i ja, aber ich gib zu, daß diesmal dein Gusto nit schlecht ist. Das Gewächs ist wirklich schön.“

Bei dem Kapitel Distel muß ich noch einer Episode Erwähnung tun.

Bei der Eröffnung eines Wohlfahrtsinstitutes für alte, franke und erwerbsunfähige Theaterleute war natürlich auch der unvermeidliche Photograph zugegen, um „abzuknipsen“. — Frau Jarno und Frau Kramer (Glückner) postierten sich rechts und links von Lueger. Ich war bei der Feierlichkeit nicht

zugegen, da mir als Malerin die Interessen der Theaterleute nicht naheliegen. Als Lueger mich kurz nachher besuchte, zeigte ich ihm die photographische Aufnahme, die ich um wenige Heller zufällig erwarb. Er lachte: „Weißt, Weibi, wie i mir da vorkommen bin? Wie der gewisse Esel zwischen die zwa Heubündel!“ „Aha, Buridans Esel!“ und auch ich lachte. „Und hattest du keinen Hunger?“ setzte ich spöttisch hinzu. „Na — denn mein Appetit spar i mir für die Distel auf“ und mit leuchtenden Augen und ausgebreiteten Armen schritt er auf mich zu. „Vernünftig sein, Alterchen!“ wehrte ich energisch ab und ge-horjam ließ er sich in dem behaglichen Lehnsstuhl nieder.

Nach jenem Ball am 14. Februar 1906 machte ich Lueger eine kleine Eifersuchtszene, warum wußte ich nicht und weiß es auch heute noch nicht. Es ist dies wohl eine Schwäche jedes Weibes und wird auch da unter „unwiderstehlichem“ Zwange geübt, wo gar kein Grund vorhanden ist. — „Edes Krampussi“, wie Lueger von mir so gerne sich nennen ließ, wurde nun ernstlich böse. „Du, ich geh' fort . . .“

Mit übermütigem Lachen überreichte ich ihm Mantel, Stod und Hut mit der höflichen Frage: „Belichen Herr Bürgermeister mit der Elektrischen zu fahren oder per pedes apostolorum seligen Angedenkens heimwärts zu wandeln?“ Lueger bestimmte nämlich jedesmal die Stunde seiner Abfahrt seinem Kutscher Ludwig, der den Spitznamen „Ludervieh“ erhalten hatte — warum ist mir nicht erklärlich, denn es war dies ein guter, höflicher, ehrlicher Mann, den ich unter dem Dienstpersonal des Bürgermeisters als den sympathischsten Menschen verzeichnen kann. Krampussi lachte nun auch und bald plauderten wir bei einem Gabelfrühstück über die Vorkommnisse der abgelaufenen Nacht. Ich rügte, daß er den berühmten Monti nicht liebenswürdig genug behandelt hätte, dann bemerkte ich, daß unter allen Damen, die näher zu sehen ich Gelegenheit hatte, die schöne Gattin Manzoni auf mich tiefen Eindruck gemacht hätte. An einem „Hendelbein“ knusperrnd, entgegnete er beifällig: Ja, du hast schon recht, die Manzoni hat Masse.“ Ferner sprach ich von dem bekannten Parlamentarier Grafen Walbert Sternberg, an dessen Tisch ich neben Abgeordneten Schneider, Hochwürden Laug und vielen anderen auf Einladung Schneiders zu Anfang des Balles ein wenig verweilt hatte. Zum Schlusse gelangte noch Luegers Absicht, im folgenden Jahre den Festsaal durch eine enorme Vermehrung des elektrischen Lichtes in ein Märchen zu verwandeln, zur Sprache. Ich äußerte, ebenso wie am Abend vorher, meine Bedenken wegen „Kurzschuß“, die aber Lueger mit großer Sachkenntnis widerlegte. „Nächstes Jahr, glaub' ich, wird der Kaiser doch eine Erzherzogin senden.

Denk dir, bei den Judenbällen, wie Industriellenball und anderen, ist eine Erzherzogin, bei uns nit — das kränkt mich.“

Dann kam es zum Abschiednehmen, denn Krampussi wollte seinen vierwöchentlichen Urlaub antreten. Aber er reiste erst den 18. Februar ab und so kam er den 17. nochmals zum rührenden, nicht endenwollenden Abschied. Immer wieder legte er Hut und Stod auf den Tisch. „Wann ich dich nur mitnehmen könnt! — Leut' sind zuweilen in meiner Gesellschaft, die sich so eine kostspielige Reis' gar nicht leisten können, das kostet ja 3000 Gulden, wann da nur einmal nit was aufakummt. — Also jetzt muß geschieden sein, mein „Gendel“ — ich denk' immer an dich und werd' dir so viel Ansichtskarten schicken, wie möglich.“ „Schreibe mir lieber Briefel“, entgegnete ich.

„Die kriegt auch. — I kenn' ja dein G'ma'n, wie du vor ein paar Jahrln stolz g'sagt hast in dein Hochdeutsch: Ich erbettle keine Ansichtskarten, nu diejenigen, die mir freiwillig geschickt werden, haben für mich Wert. Das hab' ich mir gut g'merkt. Na, die Niese ist' weniger skrupulös, du hast ja g'hört, wie 's mi um Ansichtskarten onbettelt hat. — Na, i mach' ihr ja gern' die Freud und schid' ihr etliche, so viel wie du kriegt sie nit, das ist sicher.“

Dann blickte ich dem davoneilenden Wagen traurig nach.

Lueger vergnügte sich zum letzten Male in Monte Carlo, Nizza usw. — Februar—März 1906. — Ende des Jahres erkrankte er und sah dies schöne Stück Erde nicht mehr.

Herrn Kolischers Enthüllungen. *)

Interpellation Anton Jagwarka, Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses

Weiters was Se. Erzellenz der damalige Ministerpräsident Dr. v. Koerber am 12. Mai 1903 im Abgeordnetenhause erklärte:

Haus der Abgeordneten. — 225. Sitzung der XVII. Session am 12. Mai 1903.

Der Herr Abg. Breiter hat durch eine an den Herrn Präsidenten gerichtete Zuschrift die Beantwortung seiner Interpellation in Angelegenheit des persischen Gesandten Meriman Khan vom 25. November v. J. urgiert.

Diese Interpellation gipfelte in der Frage, ob bei Prüfung der gegen Meriman erhobenen Anwürfe, speziell der Beschwerde des österreichischen Staatsangehörigen, persischen Generals und Sektionschefs in Disponibilität Klemens Kolischer, wegen der von Meriman zu der Interpellationsbeantwortung vom

*) Siehe Nr. 51, 52 und 53 des „Skandal“.

19. März 1902 gelieferten Informationen, der Grundsatz des gleichen Rechtes für alle seitens des Ministeriums des Außern und des Innern zur Anwendung kommen werden.

Ich beehre mich, in Beantwortung dieser Frage dem hohen Hause mitzuteilen, daß ich, nachdem Neriman Khan seither von seinem Posten zurückgetreten ist, diese Angelegenheit, wenigstens insoweit deren parlamentarische Seite in Frage kommt, als abgetan betrachten und davon absehen zu dürfen glaube, hier noch des weiteren in eine die kostbare Zeit des hohen Hauses unverhältnismäßig in Anspruch nehmende Erörterung derselben einzugehen.

Mit Rücksicht darauf, daß in der Interpellation der Abg. Breiter und Genossen ein Passus enthalten war, der geeignet schien, den Eindruck hervorzurufen, als ob das Ministerium des Außern den amtlichen Meldungen des gegenwärtigen k. u. k. Gesandten in Teheran, Baron Hammerstein, sowie dessen unmittelbaren Vorgängers, von Eperjesy, nicht immer vollen Glauben beigegeben hätte, halte ich mich zur Steuer der Wahrheit verpflichtet, auf das bestimmteste zu erklären, daß eine solche Auffassung den Tatsachen keineswegs entspricht, indem ich Kenntnis davon besitze, daß das Ministerium des Außern den genannten beiden bewährten Funktionären jederzeit und in allen Angelegenheiten das vollste Vertrauen entgegengebracht hat.

Dann sei noch festgestellt, was am 23. August 1903 in der „Wiener-Zeitung“ über Herrn Kolischer stand.

Seine k. u. k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliebung vom 22. Juli d. J. allergnädigt zu gestatten geruht, daß der kaiserliche persische General und Sektionschef i. D. Klemens Kolischer in Wien den kaiserlich persischen Titel eines Khan annehmen und führen darf.

Und was nach der eidlichen Aussage des Hof- und Gerichtsadvokaten Doktor Heinrich Glaser betreffs dieser Publikation diese zu bedeuten habe.

Unter Bezugnahme auf meinen Advokateneid bestätige ich die Richtigkeit folgenden Sachverhaltes:

Ich habe in meiner Eigenschaft als Rechtsfreund des Herrn kaiserlich persischen Generalleutnants und Sektionschefs i. D. Klemens Khan Kolischer wiederholt Besprechungen mit dem Chef des Kabinetts Seiner Erzellenz des Herrn Minister des Außern, dem damaligen Legationsrat, jetzigen Gesandten, Herrn Baron v. Gagern, gehabt. Diese Besprechungen hatten Reklamationen meines Klienten zum Gegenstande, welche er betreffs der Exekution des zwischen ihm und dem k. u. k. Ministerium des Innern getroffenen Kompromisses erhoben hatte, eines Kompromisses, das die ihm

zugebilligte Reparation wegen der irrigen Interpellationsbeantwortung vom 19. Februar betraf. Bei diesen Besprechungen hat Herr Gesandter Baron v. Gagern wiederholt unter Hinweis auf die Textierung der am 25. August 1903 in der „Wiener-Zeitung“ erfolgten Publikation der diesbezüglichen, meinen Klienten betreffenden A. h. Entschliebung betont, daß das k. u. k. Ministerium des Neuzern seiner, meinem Klienten gegenüber bei dieser Gelegenheit u. a. eingegangenen Verpflichtung, ihm die A. h. Bestätigung sowohl seines Charakters als kaiserlich persischer Generalleutnant und Sektionschef, als auch seines Titels eines Khan zu erwirken, nachgekommen ist. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß die Erwirkung dieser Textierung der A. h. Entschliebung auf Grund einer von dem k. u. k. Ministerium des Neuzern gelegentlich dieses Kompromisses eingegangenen Verpflichtung geschah.

Wien, den 29. April 1907.

gez.: Dr. S. Glaser.

Und dem stellen wir gegenüber, was das k. u. k. Ministerium des Neuzern den Mut hatte in derselben Angelegenheit am 23. September 1903 an das k. u. k. Landesverteidigungsministerium zu schreiben:

„Kolischer ist 1897 in persische Dienste getreten. Die persische Regierung trat kurz darauf vom Vertrage zurück und gab Kolischer als Entschädigung eine Reihe von Orden und Titeln, unter anderen den Orden (!?) eines Generals zweiter Klasse, mit welchem die Uniform und der Honorartitel eines solchen verbunden ist. Kolischer hat jedoch nie um die Allerhöchste Erlaubnis zur Annahme und zum Tragen dieses Ordens eingereicht, noch auch dieselbe erhalten und hat demnach kein Recht, sich dieser Uniform und dieses Titels zu bedienen. Sollte er aber nachträglich um die Allerhöchste Erlaubnis zur Annahme und zum Tragen ansuchen, so würde ihm dies auch nichts nützen, da das Ministerium des Neuzern mit der k. k. österreichischen und der königlich ungarischen Regierung übereingekommen sei, derartige Gesuche Allerhöchsten Ortes nicht vorzulegen.“

Die Interpellanten fragen sich vergeblich, wie das Ministerium angesichts der vorerwähnten kaiserlichen Auszeichnungen den Mut fand, einen Monat nach der Publikation in der „Wiener-Zeitung“ derartiges zu schreiben?

Im April 1907 kam diese unglaubliche Note zu Herrn Kolischer Khans Kenntnis, worauf er vom Ministerium des Neuzern sofort Genugtuung verlangte und auch erhielt, da damals der erste Sektionschef dieses Ministeriums Seine Erzellenz Baron v. Call war, welcher als Handelsminister beim Mini-

sterium des Außern zugunsten Kolischer oft genug eingeschritten war; zu bemerken ist noch, daß Seine Erzellenz v. Gall früher Gesandtschaftssekretär in Teheran gewesen ist, und daher sehr genau über die dortigen Verhältnisse informiert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Das sensationellste Buch der Saison

ist der soeben erschienene **Wiener Theaterroman**

Operettenkönige

von **Franz von Hohenegg**

:: Broschiert Mk. 2.— = K 2.40 ::

In einem Milieu von höchstem aktuellem Interesse spielend, ragt dieser Roman durch eine höchst dramatisch bewegte Handlung, meisterhafte Schilderung von Typen aus der Gegenwart und durchdringende Sachkenntnis hervor.

Auf der hochgehenden Flut modernen Theaterlebens schaukeln die Schicksale von Bühnenleitern, Künstlern, Dichtern, und wahrhaft ergreifend ist das tragische Schicksal eines naiv-unverdorbenen Menschen, den ein jäher Wirbel in diese Welt des Scheins und der wilden Spekulationen verschlagen hat.

Franz von Hohenegg, der Dichter dieses bis zur letzten Zeile atemlose Spannung erregenden Romanes, tritt damit in die erste Reihe unserer Erzähler.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag Hermann Laue, Wien II/3, gegen vorherige Zusendung von Mk. 2.— = K 2.40 per Postanweisung oder in Briefmarken.

Marianne Beskiba

Aus meinen Erinnerungen an Dr. Karl Lueger

Mit einem Porträt der Verfasserin und zahlreichen
Phototypen von Originalbriefen Dr. Karl Luegers.

Im Selbstverlage der Verfasserin.

Der „Standal“ Herausgeber Benno George

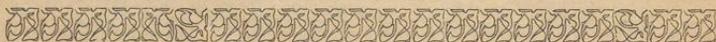
Erscheint in zwangloser Folge

VII., Neustiftgasse 78, Telephon 6172.

Bezugsbedingungen:

Für Oesterreich-Ungarn und Deutschland:

20 Nummern, portofrei 6 K., 10 Nummern, portofrei 3 K.



Soweit der Vorrat reicht, werden die bisher erschienenen
Jahrgänge

I bis IV des „Standal“

(Nr. 1 bis 51; Inhaltsverzeichnis auf den Umschlagseiten)

zum Preise von acht Kronen

portofrei abgegeben. Bestellungen sind ausschließlich an
den Verlag des „Standal“, VII./8 Neustiftgasse Nr. 78,
zu richten und werden bei Voreinsendung des Betrages
prompt ausgeführt.

Der Verlag des „Standal“.

Nr. 16. Ihre Rektoren sind eine nette Gesellschaft. Frau Katharina Schrott, Fechtzugsbibliothekare. Intimes vom Kaiser. Der Flügeladjutant eines Erzherzogs.

Nr. 17. Komtesse Wlitz und der Jean gehen miteinander drauf'n. Die Hinrichtung der Grete Veier. Ist Frau Ddilou geisteskrank?

Nr. 18. Postfach, mischen Sie anständig! Die Freunde des Herrn Stufart. Das Leben der Sträflinge von Dr. Julius Kapralik. Ein Wiener Advokatentag.

Nr. 19. Ein authentisches Wort über Frau Schrott. Vorerhebungen gegen Frau Sachs. Von Frau Steinheil.

Nr. 20. Eine Verhaftung des Herrn Freemann. Warum Frau Schrott das Burgtheater verließ. Frau Schrott und die Affäre Girardi-Ddilou. Wegen die Schauspieler. Das Lied vom Meer.

Nr. 21/22. Helene Ddilou, Meismöiren (Originalmanuskript, Kassimile).

Nr. 23. Der serbische Kronprinz. Eine Gerichtsverhandlung bei Frau Schrott. Wiener Naktkulturabende. Eine Naxia auf Homofornelle. Ein Telegramm der Ddilou.

Nr. 24. Ein Wiener Kaiserempfang. Was Girardi über die Ddilou sagt. Die Toilettengeheimnisse der Dirlens. Moderne Betrüger. Eine Demberger Hinrichtung. Frau Helene Ddilous Antwort. (Kassimile.)

Nr. 25. Eine falsche Einpactung für den Feigl — und andere. Die indischen Tänze der Frau v. Kaulbach.

Nr. 26. „Wenn ich doch sterben könnte!“ Zu Hilfe, Frau Schrott! Der Hundestaat der Zukunft. Stufart geht! Wiederanstreten der Ddilou. Mein Besuch im chinesischen Verbrocherviertel, von Helene Ddilou. Festung in Wien.

Nr. 27. Wiener Lebensrettungen. — Das Gesundheitsbuch der Sittlichkeit. Die Liga zur Bekämpfung der Lust. Vom Wänschärtel. Die „Zeit“ gegen die „Neue Freie Presse“. Herr Stufart als Dperettenheld. Der Herr Regierungsrat Sieger. Schrieb Frau Ddilou ihr Buch selbst?

Nr. 28. Wien als Fremdenstadt. Meine Abrechnung mit Verlin. Sittenkommission am Gänjebüffel. Die Entdeckung des Nordpols. Jona Patata. Gardens Norm. Ein konfiszierter Standal freigegeben.

Nr. 29. Von Herrn Stufart geklagt u. zweimal konfiszirt. Wenn eine Hoheit heiratet. Die Zuschrift eines Bucherets.

Nr. 30. Vor dem Stufartprozesse. Das Oberlandesgericht gegen Stufart. Freigabe des von Stufart konfiszieren „Standal“ (Vorgerichtener Abdruck des konfiszieren Artikels). Die Kuratel Sacher.

Nr. 31. Was Stufart nicht anlagt u. wie ich gerettet wurde. Geh, du Trottel! Die Gistpillen. Justizjüngenspiele zc.

Nr. 32. Der falsche Erzherzog. Meine Verurteilung. Ein Zeuge aus dem Stufartprozesse. Das Geheimnis der Offiziers-Heiratskaution.

Nr. 33. Der Nachfolger Kiehlmanns. Europa lacht. Die bestige Makulatur. Von Bischöfen und Redaktoren. Wer Gouverneur der Bodencreditanstalt wird zc. Wiener Frauen.

Nr. 34. Schülerelbstmorde. Der sterbende und der tote Lueger. Der Kollischer-Prozess. Hoheit rutscht! Vor dem Kassationshofe. Warum Weisfirchner nicht Bürgermeister wird.

Nr. 35. Kaiserlicher Rat Popper. Die Gistmederlin Kubodsch. Hoheiten als Schuldenmacher. (Die Prinzen von Praganza.)

Nr. 36. Ein „Lied“ ohne Worte. Hofrichters Geständnis. Gefowrt! Eine korrupte Parlamentsgröße. Aphorismen über Frauen. Der entlarvte May.

Nr. 37/38. Die Pirne als Rosenkönigin. Die Jagdanzstellung. Schacher mit Kaiserworten. Eine Hofgeschichte. Die ungenannte Selma Kurz. Was mit Malchatsgelingen geschieht. Hofrichters Roman. Glosien: Lunapart. König Eduard. Von unierer Antij. Fremdenverkehr. Ein Erdbeben. Gurenberg. Wien zc. zc.

Erhältlich in der Expedition, IX., Währingerstraße 6-8

Nr. 39. Die Niederlage bei Bissa. Wenn Hofrichter nicht gescheit hätte. Von einer zweiten Kaiserin. Vom Gotte Kinn und Gib. Die geflagte Edilon. Das Leben eines Militärpräparators. Chronik: Dem Herrn Justizminister. Gott Kinn in der „Neuen Freien Presse“. Ein Bogrombild. Touristenmoral. Ein Mittel gegen Soppfills zc.

Nr. 40. Der Mord eines Homosexuellen. Wie unser Kaiser wirklich ist. Was man einem Advokaten sagen darf. Ein kaiserliches Telegramm an Frau Schratt. Soll man einen Offizier heiraten?

Nr. 41/42. Jungfrau — Ehebedene. Mein Freund, der Bielo. Der Kaiser über sich selbst. Wer die Edilon befreit hat. Die uneheliche Pornographie. Katholische Ehen. Erinnerungen an Kaluz von Helene Edilon.

Nr. 43. Die Bilanz der Jagdaussstellung. Gaby Deslys. Unser Kaiser als Familienvater. Katholisch Gelebene. Unruhen in Bosnien.

Nr. 44. Bartmann der Spion. Frau Schratts Geschenk an den Kaiser. Wiener Raubbanken. Ein musikalisches Wunderkind.

Nr. 45. Das große Weißkirchnerfest. Gebet Steine! Brand im Annapark. Fleischlieferung. Gossen: Der Eisenreiter. Mein Prozeß.

Nr. 46. Oesterreichische Sexualgesetzmäßigkeit. Polnische Wirtschaft. Allerhand Verachtungen. Kolischer Khan. Chronik: Garden-Doktor. Bürgerlicher Nowak. Das argentinische Fleisch. Kardinal Fischer.

Nr. 47/48. Wie's im grauen Hause zugeht. (Selbsterlebtes.)

Nr. 49/50. Die Geheimnisse der Kerkerwelt. Der Taschenspieler. Die Geheimnisse der Knabenstadt für Straftaten. Die Geheimnisse der Fabrikation von Einbruchswerkzeugen. Gesellschaftsspiele der Häftlinge. Die Stoppuhr. Der Galgenhof. Verbrecherlieder.

Nr. 51. Der tote Notizbuch. Meine Erlebnisse als Häftling. Die Gaunersprache. Disziplinarstrafen. Weihnachten im Landesgericht. Volkszählung. Die Abrüstung. Der „Führerverein“. Die Silberhochzeit eines Häftlings. Die Entlassung. Der Brief meines Faci.) kaiserlicher Enthüllungen.

Nr. 52. Das Temperament der Diktatoren. Der Schmuck der Wänter. Unsere Staatsbeamten. Die Geschichte einer „Gefallenen“. Neumayer in Paris. König Peters Besuch. Der Kaiser und die Journalisten. Der galante Volkspresident. Ein paar Gemütsmenschen. Kaiserliche Enthüllungen.

Nr. 53. Ist der Kaiser krank? (Ein authentischer Bericht.) Die anständigen Schauspielerinnen. Ein Wiener Valentinstag. Die Aufkündigungsspieler. Notizen: Wer hat abgesetzt? Wahlen in der Leopoldstadt. Ein treuer Diener zweier Herren. Ich und das „Deutsche Volksblatt“. Nulla dies sine li-cetis. Der Kaiser und die Oddschosen. Ein Spiel des Zufalls.

Nr. 54. Die Wahrheit über den Thronfolger. Der Mahler geführt hat. Wiener Operettendünge.

Nr. 47 bis 51 des „Skandal“:

Wie's im grauen Hause zugeht

(Selbsterlebnisse des Herausgebers)

gegen Voreinsendung des Preises von Kr. 1.50 durch die Administration des „Skandal“, VII., Neustiftgasse 78, portofrei zu beziehen.